

Jan Severin

Haschemi Yekani, Elahe: The Privilege of Crisis. Narratives of Masculinities in Colonial and Postcolonial Literature, Photography and Film. Frankfurt a.M: Campus 2011. 320 S., ISBN 978-3-593-39399-5, 34.90 €

Forschungen zu Maskulinität haben sich nicht erst in den letzten Jahren zu einem breit gefächerten und rezipierten Forschungsfeld innerhalb der Gender Studies, aber auch anderer sozial- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen entwickelt. Trotz der Breite des Feldes kommt jedoch bestimmten Zugängen zum Thema „Maskulinität(en)“ hierin eine überaus prononcierte Position zu, vor allem was ihre Rezeption betrifft. Dies gilt zur Zeit insbesondere für die Beforschung von Maskulinität in Bezug auf ihre *Krisenhaftigkeit*. Zugespitzt formuliert: Kaum ein Sammelband oder ein Kongress zu Maskulinität kommt aktuell ohne einen Verweis auf ihre Krise aus. Dabei tummeln sich in diesem Feld Forschungen verschiedener disziplinärer und interdisziplinärer Herkunft, mit sehr unterschiedlichen wissenschaftlichen wie auch politischen Intentionen. Trotz oder gerade wegen dieser Diversität entsteht hier mitunter das Bild einer quasi universellen Verbindung von Maskulinität und Krise.

„The Privilege of Crisis. Narratives of Masculinities in Colonial and Postcolonial Literature, Photography and Film“ von Elahe Haschemi Yekani liefert nun eine wichtige kritische Intervention in den Diskurs über Krise und Maskulinität. Das Buch ist 2011 im Campus Verlag erschienen. Die Doktorarbeit der Autorin, die u.a. im Rahmen des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ an der HU Berlin entstand, stellt seine Grundlage dar. Haschemi Yekani untersucht aus interdisziplinärer Perspektive, wie in ausgewählten kolonialen und postkolonialen englischsprachigen Erzählungen, Fotografien und Filmen Bilder maskuliner Krisen produziert und verhandelt wurden. Als zeitliche Orientierungspunkte wählt sie dabei die Zeit des „Fin de siècle“ um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert und die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, da in beiden Zeiträumen besonders intensiv über die Krise von Maskulinitäten gedacht, geschrieben und debattiert wurde.

In ihrer Herangehensweise grenzt sich Haschemi Yekani explizit von der gängigen Verhandlung von (hegemonialen) Maskulinität(en) und Krise ab. Ihre Kritik am aktuellen Diskurs zu Maskulinität und Krise bezieht sich unter anderem darauf, dass es hierbei mitunter zu Festschreibungen der Kategorien „Maskulinität“ und „Krise“ komme und durch die Naturalisierung und Stilisierung von Maskulinität als krisenhaft das hegemoniale maskuline Subjekt repetitiv als Zentrum der Aufmerksamkeit reinstalled würde (S. 15).

Um diese Problematiken zu umgehen, stellt sie nicht die Krise von Maskulinität(en) ins Zentrum ihrer Arbeit, sondern die Narrative, welche die Erzählungen über diese Krisen strukturieren. Sie möchte also nicht danach fragen, ob es de facto zu bestimmten Zeiten Krisen von Maskulinität gab, bzw. sie will nicht spezifische Maskulinitäten als Krisenphänomene, sondern die Narrative untersuchen, mit deren Hilfe in den von ihr untersuchten Erzählungen krisenhafte Maskulinitäten (re)produziert und verhandelt werden (S. 9f.).

Ihr titelgebendes Konzept „the privilege of crisis“ stellt vor diesem Hintergrund den Ausgangspunkt und die grundlegende These des Buches dar. Haschemi Yekani geht davon aus, dass eben jene Narrative krisenhafter hegemonialer Maskulinität u.a. als eine Strategie der „Re-Privilegierung“ von hegemonialen Maskulinitäten und letztlich als ein Versuch, die jeweiligen zeitgenössischen Infragestellungen von hegemonialer, „weißer“ Maskulinität und

ihrer Universalität zu überwinden verstanden werden können.

Von diesem Privileg der Krise macht sie zwei Spielarten ausfindig. Erstens stellt sie fest, dass auf einer generelleren Ebene “[...] ‘crisis’ seems to have become the predominant mode of narrating hegemonic masculinity” (S. 16). Dieses sieht sie aber nicht als Ausdruck reeller Krisen an, sondern einer kontinuierlichen narrativen Produktion von Krisentendenzen mit privilegierenden Effekten (S. 16). Als privilegierende Effekte nennt sie zum einen die Rezentrierung des Subjekts dieser hegemonialen Maskulinität als Zentrum der Aufmerksamkeit, vor allem aber die repetitive (Wieder-)Einsetzung dieses Subjekts und der mit ihm verbundenen Maskulinitätsvorstellung als universelle Norm. Letzteres wird darüber hergestellt, dass innerhalb der Erzählungen Krisen „weißer“, hegemonialer Maskulinität als universelle Krisen repräsentiert werden. Diesen Analysen folgend ist für sie von zentralem Interesse, wie in den verschiedenen Erzählungen die Krise spezifischer männlicher Einzelpersonen als Beispiele für grundlegende Krisen der Menschheit verhandelt werden und wie hiermit der Status „weißer“ Männer als universelle Norm (re)produziert wird (S. 11).

Haschemi Yekani verweist jedoch auch darauf, dass andere Maskulinitäten und Femininitäten ebenfalls Krisennarrative besitzen. Diese könnten aber nicht die Position einer grundlegenden Krise für sich reklamieren, da sie niemals den Ort universeller Menschheit eingenommen hätten, der zentral mit der Hegemonie weißer Maskulinität verbunden sei (S. 12f., 16). Zudem ist es für sie eben diese normative und privilegierte Position hegemonialer Maskulinität, welche die immer wiederkehrende Bezugnahme auf Krisen hervorbringt (S. 262).

Die zweite Spielart sieht sie eher auf einer textuellen Ebene angesiedelt. Sie findet sich in bestimmten ästhetischen Strategien, welche Maskulinität als den primären Rahmen konstruieren, in dem Agency in kolonialen und postkolonialen Erzählungen begründet wird. Beide Spielarten des Privilegs der Krise würden (re)privilegierende Krisentendenzen produzieren. In ihrem Zusammenspiel würde Krise paradoxerweise zu einem Attribut einer privilegierten Position und zu einem Narrativ, das eine machtvolle Strategie bei der Bewahrung maskuliner Privilegien sei (S. 17).

Da die Autorin davon ausgeht, dass solche kulturellen Konstruktionen nicht nur soziale Realitäten spiegeln, sondern diese ebenso produzieren und formen, ergeben sich für sie wissenschaftliche und politische Konsequenzen, z.B. in Form einer Intervention in die Maskulinitätsforschung (S. 17f). Dementsprechend soll ihr Buch als ein Versuch verstanden werden, die Erzählungen einer unbeschwerten Geschichte *des* Diskurses *der* Krise *der* Maskulinität in Unordnung zu bringen („to disrupt“) (S. 262).

Haschemi Yekani verfolgt das Ziel, durch die Sichtbarmachung von Differenzen und die Kontextabhängigkeit von Festschreibungen und Naturalisierungen bestimmter Vorstellungen von Maskulinität und Krise und dem Verhältnis beider entgegenzuwirken. Zwei Zugänge zum Thema erachtet Haschemi Yekani dabei als hilfreich, die zudem den komplexen, dynamischen Machtverhältnissen, in denen die Narrative des Privilegs wirksam werden, Rechnung zu tragen:

Zum Einen betont Haschemi Yekani an verschiedenen Stellen im Text, dass Maskulinität als eine interdependente Kategorie zu verstehen sei (S. 21, 26) und Gender nie als „reine“ Kategorie existiere, die nur sekundär mit anderen Strukturkategorien verbunden sei (S. 26). Der zweite Zugang bezieht sich auf die Verwendung der Konzepte „Hegemonie“ und, damit verbunden, „Marginalität“. Hier orientiert sie sich an den u.a. von Raewyn Connell mit Bezug auf die Hegemonietheorie Antonio Gramscis in den Bereich der Maskulinitätsstudien eingebrachten Überlegungen. Diese sollen ihr nicht nur dabei helfen, die komplexen

Stratifizierungen zwischen verschiedenen Formen von Männern und Maskulinitäten, aber auch Frauen und Femininitäten zu fassen, sondern auch einer zu einfachen binären und statischen „top-down“-Vorstellung der Ausübung von Macht zu entgehen (27ff.). Anhand eines Verweises auf postkoloniale Ansätze zeigt sie zudem deutlich auf, dass Konzeptionen von Hegemonie und Marginalität wie z.B. bei „hegemonic centre“ und „marginalised periphery“ zu kurz greifen, wenn sie hier ein dichtotomes Verhältnis annehmen, wodurch die komplexen Ambivalenzen, welche für dieses Verhältnis konstitutiv, sind ausgeklammert werden. Hier bringt sie das Konzept der Hybridität ins Spiel (S. 30f.).

Die Auswahl wie auch die Analyse der von Haschemi Yekani untersuchten Romane, Photographien und Filme erscheint, gerade auch vor dem Hintergrund der oben skizzierten Fragestellung, ausgesprochen überzeugend. Die meisten von ihr ausgewählten Quellen sind zu ihrer Zeit breit rezipiert und auch schon intensiv wissenschaftlich bearbeitet worden. Das gilt z.B. für Henry Rider Haggards „King Solomon´s Mines“, Joseph Conrads „Heart of Darkness“ oder Hanif Kureishis „The Buddha of Suburbia“. Teilweise handelt es sich um die quasi archetypischen Texte (und Bilder), die immer wieder als Beispiele für (post)koloniale Literatur oder imperiale Maskulinitätsvorstellungen ausgewählt und bearbeitet wurden. Daraus sollte aber m.E. keine Kritik abgeleitet werden. Zum Einen ist es erklärtes Interesse der Autorin, sich bestimmte, breiter rezipierte Diskurse der jeweiligen Zeiträume anzuschauen, wofür sich diese Texte gerade aufgrund ihrer Bekanntheit eignen. Vor allem aber gelingt es ihr, über ihre spezifische Fragestellung hinsichtlich des Krisenprivileges und den mit ihm verbundenen Narrativen, wie auch ihrer intensiven Verwendung postkolonialer und dekonstruktivistischer Ansätze, eine sehr komplexe, kritische und spannende Lesart dieser Texte und Bilder zu vermitteln, die deutlich über eine reine Rezeption und Reflexion der zahlreichen Literatur hinausgeht.

Die Auswahl der beiden untersuchten Zeiträume, wie auch die Analyse sowohl in Hinsicht auf verbindende Elemente wie auch Differenzen zwischen beiden, sind ebenfalls gut nachvollziehbar und schlüssig. Auf die Ähnlichkeiten der komplexen sozialen, politischen und kulturellen Hintergründe, vor denen die jeweiligen Krisendiskurse eine solche zentrale Bedeutung erlangen konnten, geht Haschemi Yekani sowohl im einleitenden Kapitel (S. 18ff.) wie auch immer wieder bei der Untersuchung der einzelnen Quellen ein.

Sie arbeitet jedoch auch eine Anzahl von Unterschieden heraus, gerade bezüglich der Formen des Krisendiskurses. So findet sich in postkolonialen Texten und Bildern eine Tendenz, die Grenzen zwischen hegemonialen, „weißen“ und marginalisierten, oft „nicht-weißen“ Maskulinitäten weniger scharf zu ziehen, was sie u.a. an der Bedeutung von Figurationen wie dem „Hybriden“ zeigt (S. 13f.). Während Haschemi Yekani in kolonialen Settings tendenziell vom Modus einer „contained crisis“ spricht, bezeichnet sie die in postkolonialen Erzählungen verhandelte Krise als „exposed and more plural“ (S. 14, 264f.).

Haschemi Yekani macht dabei an verschiedenen Stellen ihres Buches deutlich, dass ihre Analyse nicht als Emanzipationsnarrativ gelesen werden soll, in dem von einer immer reflektierteren Auseinandersetzung und stärker vom Bewusstsein über Hybridität informierten Maskulinität die Rede ist (S. 18). In diesem Zusammenhang verweist sie immer wieder auf Ähnlichkeiten zwischen den beiden Zeiträumen wie auch auf die Differenzen innerhalb der verschiedenen Erzählungen der jeweiligen Zeit und betont die Kontingenz wie auch die Kontextabhängigkeit der jeweiligen Narrative. In ihrem abschließenden Kapitel, mit dem sie die Partikularisierung der oft immer noch als universal interpretierten Krisen von Maskulinität fordert, führt sie dieses noch einmal in einer Art Ausblick auf die Krisennarrative aus, die in einigen Post-9/11-Erzählungen durchscheinen und wiederum neue Entwicklungen beinhalten (S. 267ff.).

Zusammenfassend stellt „The Privilege of Crisis“ eine ausgesprochen lohnende Lektüre dar, sowohl in Hinsicht auf die theoretischen Grundlagen und die zentrale Fragestellung, wie auch in Hinsicht auf ihre Bearbeitung anhand der ausgewählten Quellen. Das zentrale Anliegen des Buches, eine feministisch-dekonstruktivistische Kritik homogenisierender und naturalisierender Narrative von Maskulinität und Krise, ist, vor dem Hintergrund der Bedeutung, die aktuell genau diesem Themenfeld zugemessen wird, eine ausgesprochen dankenswerte Intervention, die einiges Neues zu diesem Thema zu sagen hat und auf diverse Problematiken zumindest eines Teils der aktuellen Forschung zu Maskulinitäten verweist. Auf einen weiteren positiven Aspekt der Arbeit von Haschemi Yekani, der in der Rezension bislang kaum zu Sprache kamen, soll zum Abschluss noch verwiesen werden: Sie stellt eine spannende, inspirierende und überzeugende Anwendung postkolonialer Theorieelemente auf das Feld der Maskulinitätsforschung dar. Dies ist besonders herauszuheben, da ein solches Vorgehen zwar häufig eingefordert wird, die Versuche, das umzusetzen, sich jedoch sehr in Grenzen halten.

Bettina Bock von Wülffingen

Heilmann, Andreas: Normalität auf Bewährung. Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit. Bielefeld: Transcript 2011. - 354 S., ISBN 978-3-8376-1606-4, 29,80 €

Mit „Normalität auf Bewährung. Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit“ liegt seit diesem Jahr die Dissertation des Soziologen Andreas Heilmann, HU Berlin, vor, der auch am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien lehrt.

Der Buchdeckel fasst bereits ungewöhnlich deutlich zusammen, was in diesem Buch steckt: Der Titel ist Programm, wie besonders am Ende der Monographie schlüssig wird. Gender in der Farbcodierung des Titels und ein Affekt aufrufendes Bild – alles ist da, was die von Heilmann analysierten Medien auszeichnet, indem der Berliner Bürgermeister abgebildet ist mit seinem etwas fragiler wirkenden Partner im rechten Arm, angeschmiegt, das Mikrophon in der linken Hand und mit rosa-blau gestreifte Krawatte. Ein aussagekräftigeres Bild hätte man nicht finden können für diese profunde Analyse, die selbst so gar nicht journalistisch daherkommt: Nachdem bisher lediglich ‚die Szene‘ über die Häufung freiwilliger Prominenten- und Politikeroutings debattierte, gibt es nun zum ersten Mal eine ausführliche theoretische Analyse dieser gesellschaftlichen Veränderung – eine gerade mal etwa zehn Jahre alte Veränderung, die zunächst (!) vielen einschneidend scheint und die schon manche für eine definitive Wende hielten. Heilmanns exzellente Analyse ruft zur Vorsicht mit derartigen Deutungen auf.

Heilmann untersucht in diesem Buch systematisch soziologisch, gendertheoretisch und historisch das Phänomen der erstmaligen (deutschen) *Outings* von Politikern. Dabei definiert Heilmann Outing wie folgt: „Outing wird als soziale und politische Praxis eigensinniger sozialer Akteure begriffen, mit der sie in die massenmedial vermittelten Konstruktionsprozesse einer umkämpften symbolischen Ordnung von Sexualität und Geschlecht intervenieren.“ (S. 18) Allen, die dieses Phänomen seit etwa dem Millennium (oder dem Regierungswechsel nach Helmut Kohl) verfolgten, war sicher klar, dass etwas besonderes geschah, indem immer mehr Prominente öffentlich lesbisch oder schwul auftraten – und dann auch noch Politiker, deren beruflich essentielle diskursive Männlichkeitskonstruktion Heilmann eingehend beschreibt. Heilmann ist nicht zufrieden mit der

Behauptung, dass sich dieses Phänomen mit einer „gesamtgesellschaftlichen Liberalisierungstendenz allein“ erklären ließe (S. 310), und will wissen „[w]ie und warum normalisiert sich homosexuelle Männlichkeit im print-medialen Diskurs der Politiker-Outings“ (S. 16)?

Diese Frage bearbeitet er anhand der vier prominenten Beispiele seit 2001 aus den vier Regierungsparteien: Klaus Wowereit bei der SPD, sehr explizit geoutet 2001 mit dem legendär gewordenen Satz „Ich bin schwul – und das ist auch gut so“ vor seiner Wahl auf dem Parteitag; Volker Beck, Bündnis 90/Die Grünen, der bereits geoutet seine Politikkarriere startete; bei dem Hamburger Bürgermeister Ole von Beust, der indirekt durch einen von ihm öffentlich bloßgelegten Erpressungsversuch geoutet wurde und nicht dementierte, sowie der ehemalige FDP-Vorsitzende und aktuelle Bundesaußenminister Guido Westerwelle, der offenbar jahrelang versuchte, sich medial outen zu lassen und dann schließlich explizit nach seinem Antritt als Vize-Kanzler die Fakten sprechen ließ, indem er zu einem Empfang bei der Bundeskanzlerin mit seinem Partner erschien.

Nach den theoretischen Ausführungen (die letztlich insgesamt die ersten drei Kapitel, ca. 130 gut durchdachte Seiten umfassen) erarbeitet Heilmann in Kapitel 3 (auf seiner – wie er es nennt – ersten ‚theoretischen‘ Analyseebene) mehrere Rahmenbedingungen, die zu der ‚Outing-Kaskade‘ mit verholpen hätten, u.a. mit Rückgriff auf die Analyse des Berufspolitikers bei Max Weber.

So versteht Heilmann die Politiker-Outings also unter anderem vor dem Hintergrund der „Öffnung des politischen Feldes in Folge eines Zusammenspiels von gesellschaftlichen und institutionellen Prozessen der Individualisierung, der Ökonomisierung des Mediensystems und der Medialisierung des politischen Systems für neue Akteure aus dem journalistischen Feld und aus sozialen Bewegungen wie der Schwulenbewegung“ (S. 310). Dieser institutionelle Wandel im politischen Feld fällt zusammen mit einem makrostrukturellen Wandel der Erwerbsarbeit im Umbruch von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft. Dabei wird „männliches ‚Berufsmenschentum‘“ prekär und seiner „Selbstverständlichkeit enthoben“ (S. 310). Es wird, meint Heilmann mit Meuser, „in Form eines permanenten Krisendiskurses einer reflexiven Modernisierung zugänglich“ (S. 310). Mit Jarren und Donges stellt er den institutionellen Wandel zur „Mediendemokratie, in der Kommunikation zum zentralen Operationsmodus politischer Steuerung avanciert, fest (S. 311) und führt aus, dass unter den Bedingungen der Mediendemokratie „personalisierte [...] und privatisierende [...] Selbstinszenierung Teil der professionellen Kommunikation“ wurde, was eine Erweiterung der traditionellen, männlich konnotierten Kompetenzen politischen Handelns darstelle (S. 311f). Daher ist neuerdings Outing nutzbar als symbolisches Kapital der Glaubwürdigkeit und Authentizität und entspricht zugleich den Aufmerksamkeitskriterien der Medien. Die Ergebnisse dieser auf interessante Weise auf schwule Berufspolitiker übersetzten Analyse sind sehr überzeugend. Sie wären es wahrscheinlich noch mehr, wenn die Sätze manchmal etwas kürzer wären. – Aber das Problem, Komplexität und Leseverständlichkeit in Einklang miteinander zu bringen, kennen wir bei unseren eigenen Texten nur zu Genüge. ...

Weiter geht es dann in Kapitel 5 mit der zweiten Analyseebene, die wiederum die erste empirische Analyseebene darstellt. Dazu führt Heilmann in Kapitel 4 seine Methodologie im Umgang mit dem Material aus. Dabei wird deutlich, dass die in Kapitel 2 anvisierte Foucaultsche Diskurstheorie (in Bezug auf die Normalisierung, die mit Link um die „flexible Normalisierung“ und „Normalismus“ erweitert wird, S. 38f.) mit soziologischen Methoden der rekonstruktiven Sozialforschung und wissenssoziologischen Diskursanalyse verknüpft werden soll. Mit rekonstruktiv ist interpretativ oder qualitativ gemeint, im Rückgriff unter anderem auf Alfred Schütz. Es wird allerdings davon ausgegangen, dass Konstruktionen 1.

Grades aus subjektiven Wahrnehmungsweisen, Wertungen und Relevanzsetzungen der beforschten Akteure ebenso wie auch aus überindividuellen Deutungsmustern bestehen. Die Konstruktionen 2. Grades widmen sich dagegen mit interpretativen Verfahren den Konstruktionen 1. Grades im Sinne der Beantwortung der jeweiligen Fragestellung (S. 107). Indem Heilmann auf diesen verschiedenen Ebenen allerdings die Konstruktion kollektiver Strukturen sozialen Sinnes interessieren, mutet das Verfahren von der Zielstellung weniger hermeneutisch an und wird damit vereinbarer mit Foucaultscher Diskursanalyse. Die Einbettung des Vorgehens in einer soziologischen Diskursanalyse nach Reiner Keller verdichtet zudem den Zusammenhang mit Foucault: situative und interaktive Konstruktionen von Wirklichkeit stünden allzu sehr im Fokus der soziologischen Verfahren, was zu einer Unterbelichtung des institutionalisierten Wissens führe, das wiederum mit Foucault stärker ins Zentrum gerückt werden kann.

Eine Darstellung der ‚Akteure‘ hätte man als hinreichend mit einem Foucaultschen Diskursverständnis vereinbar sehen können, indem auf ihre Institutionalisierung im Politischen verwiesen wird. Sie sind auch als Promotoren einer neuen schwulen Selbstverständlichkeit relevant und sie bestimmen damit institutionsgestützt die Diskursivierung politischer Männlichkeit mit bzw. überhaupt die Diskursivierung von Geschlecht in der politischen Profession. Dann wäre plausibel gewesen, sich primär ihrer öffentlichen Selbstdarstellung als schwul zu widmen. Das allerdings wird problematisch, wenn das dazu vorliegende Material ausschließlich Artikel und Interviews mit angeblichen Aussagen dieser Personen sind, wie im vorliegenden Fall. Das ist dann auch nicht der Status der Akteure, auf den Heilmann abhebt: „Indem die Eigensinnigkeit der Akteure und die subjektivierende Macht von Diskursen theoretisch-methodologisch aufeinander bezogen werden, lassen sich die beiden Analyseebenen des Schützischen Wissensbegriffs – Bedeutungen *und* Handlungen – gleichrangig und in ihrer wechselseitigen Bedingtheit erfassen.“ (S. 110)

Das Buch ist durch eine Spannung geprägt einerseits zwischen einem Foucaultschen Begriff von Diskurs, der das allzu deutlich an der Oberfläche Erscheinende hervorhebt und dabei auf Brüche im historischen Verlauf von Wissensbeständen aus ist und andererseits einer Hermeneutik, die die ‚eigentlichen‘, im Verborgenen versteckt gehaltenen Wirklichkeiten und das geheime Wollen von Akteuren enttarnt. Diese Spannung ist jedoch keineswegs abträglich. In dieser Monographie wird dagegen plausibel vorgeführt, wie – ähnlich einer Triangulation – die gegenseitige Ergänzung der wesentlichen Perspektiven beider Ansätze gewinnbringend sein kann.

Heilmanns empirische Untersuchung hat Material aus Publikumsmedien zum Gegenstand, in denen er auf der ersten Analyseebene „die eigensinnige Subjektivität in den Praxen der geouteten Politiker und ihre Auswirkungen auf Normalisierungsprozesse“ (S. 312) fokussiert. Dazu erstellte er aus der Geschichte der Homosexualität eine Typologie verschiedener „sexual- und männlichkeitspolitische[r] Diskursstrategien“ (S. 141) im politischen Feld: die sexuelle Denunziation (ein typischer Fall wäre jener des SA-Führers Ernst Röhm), deviante Subjektivität (als Beispiel für diese Ermächtigungsstrategie gilt u.a. Harvey Milk aus dem San Francisco der 1970er Jahre) und Normalisierung, wobei er das outen anderer als „transgressive Strategie“ bezeichnet. Dazu gehören „flexibel normalisierende“ (S. 152) Outings von homophoben Politikern in den USA etwa durch Aids-Aktivisten oder in der BRD durch Rosa von Praunheim.

Vor dem Hintergrund der historischen Outing-Strategien konnte er auf „eine neue Qualität der Outing-Praxen schließen: das aktive Sich-selbst-Outen aus einer hegemonialen Position heraus; die Politiker vertreten „ihre Homosexualität vor der Medienöffentlichkeit selbstbewusst als Normalität“ (S. 312).

Auf der dritten Ebene (also der zweiten empirischen Analyseebene) untersucht Heilmann die Subjektivierungen homosexueller Politiker-Männlichkeit, wie sie über die Stereotypisierungen der geouteten Politiker konstruiert wurden (S. 245-308). Wieder bietet Heilmann ein systematisches Raster an Stereotypen im Medienmaterial: Der Effimierte, der Triebhafte, der bessere Mann, der Spaßpolitiker und der Machtpolitiker (Berliner_innen wissen sofort, wer gemeint ist), bis hin zum Berufsschwulen (Volker Beck wiederum) sowie auch eine positive Type, nämlich die des „urbanen Staatsmanns“. Diese ordnet Heilmann historischen Entstehungszeiträumen zu. Dabei findet er, dass die historisch älteren Stereotype sowohl stärker naturalisieren als auch stärker negativ klassifizierend sind und dabei einen männlich/weiblich-Antagonismus nutzen, der Weiblichkeit abwertet. Nachdem allen untersuchten Politikern sämtliche dieser Typen (mit unterschiedlicher Gewichtung) zugeschrieben wurden, schließt Heilmann, dass die Gleichzeitigkeit dieser „flexibel – normalisierenden Regulationsweisen“ als „funktionales Charakteristikum für ein Normalitätsregime von Männlichkeit und Homosexualität angenommen werden, das über [...] [sowohl] negativ [wie] positiv klassifizierende Subjektivierungen [...] disziplinierende und normalisierende Wirkungen entfaltet“.

Die zuvor angesprochene Spannung zwischen verschiedenen Diskursverständnissen (einem theoretischen und einem ‚empirischen‘) löst sich spätestens beim zweiten Lesen, wenn man die Akribie der Details hinter sich lassend einen Überblick über die Systematiken und Typologien gewinnt, die kunstvoll von Heilmann herausgearbeitet wurden. Es ist eine dankenswerte Leistung aus der scheinbar oberflächlichen Banalität der oft homophoben und sexistischen Medienberichterstattung, die – dem voyeristischen Interesse der Leserin entsprechend – am Schluss auszugsweise wiedergegeben wird, ein diskursives Gewebe nachzuzeichnen, das wissenstheoretisch Sinn macht. Die detaillierte ebenso wie ergiebige Analyse weckt Neugier zu erfahren, ob es eine Übertragbarkeit dieser Systematik auf die Situation in anderen Ländern gibt oder wie es sich überhaupt mit der internationalen Vergleichbarkeit dieser deutschen „Normalität auf Bewährung“ verhält. Diese kann jederzeit durch eine Änderung ihrer Balancen wieder entzogen werden, so Heilmann mit Verweis auf die Ergebnisse in Kapitel 6, nach denen bei allen untersuchten Fällen der selbst-geouteten Prominenten ein Cluster von Stereotypen bei der Herstellung der Normalität am Werke ist. Oder wie Wowereit einmal sagte, Demokratie ist nicht einfach da, die muss immer wieder erkämpft werden.

Patricia Treusch

Bock von Wülfigen, Bettina & Frietsch, Ute (Hrsg.): *Epistemologie und Differenz. Zur Reproduktion des Wissens in den Wissenschaften*, Bielefeld: transcript. - 226 Seiten, ISBN 978-3837610130, 29,80 €

Die Beiträge des Sammelbandes *Epistemologie und Differenz. Zur Reproduktion des Wissens in den Wissenschaften* zentrieren sich um die Frage, wie bestimmte Themen des Wissens über einen Zeitraum Stabilität erlangen. Der Band versammelt zehn Artikel, die von einer Einführung und einem Artikel, der als kommentierende Zusammenfassung zentraler Themen des Bandes fungiert, gerahmt werden. In den einzelnen Beiträgen werden die Beziehungen zwischen Wissen und Reproduktion in den unterschiedlichen Forschungsfeldern und über eine Zeitspanne von der Antike bis zur Postmoderne diskutiert. *Epistemologie und Differenz* ist 2010 in der Reihe *GenderCodes* des transcript Verlages Bielefeld

erschienen. Die Reihe *GenderCodes* zeichnet sich dadurch aus, internationale und interdisziplinäre Perspektiven der Gender Studies und der Wissenschaftsforschung und -geschichte zusammenzubringen.

Besonders hervorzuheben ist der facettenreiche Überblick über die Bedeutungsdimensionen des Begriffs Reproduktion, den die Herausgeberinnen *Bettina Bock von Wülffingen* und *Ute Frietsch* in der Einführung *Wissen und Reproduktion*, die sich in sieben Unterkapitel unterteilt, geben. Damit schaffen sie nicht nur die theoretische Grundlage, um die Komplexität des Verhältnisses zwischen Wissen und Reproduktion zu erfassen, sondern auch die Grundlage, um die unterschiedlichen Fokusse der einzelnen Beiträge des Bandes zusammenzubringen. Die Herausgeberinnen verdeutlichen, dass Reproduktion – verstanden als körperliche und geistige – sich weder in einer Bedeutung noch als historisch stabil erfassen lässt. Deshalb schlagen sie vor, Reproduktion nicht nur als ein sich historisch wandelndes, sondern auch als ein doppeldeutiges Konzept zu definieren. Diese Doppeldeutigkeit begründet sich darin, dass Reproduktion gleichzeitig eine Funktionsweise und ein Thema des Wissens darstellt. Die einzelnen Unterkapitel der Einführung spiegeln diese Doppeldeutigkeit als einen Aspekt des Wechselspiels zwischen Wissen und Reproduktion in unterschiedlichen Wissenschaftsfeldern, die über den Band hindurch aufgegriffen werden, wider.

Die zehn Artikel des Bandes teilen sich in zwei Abschnitte auf. Die ersten drei Beiträge legen den Schwerpunkt auf die Diskussion philosophischer und epistemologischer Konzepte wie Zahlensysteme, Leben und Temperatur und deren inhärente Relationalität zwischen Wissen und Reproduktion. Die Beiträge erstrecken sich zeitlich von der Antike bis zur Moderne und Postmoderne. Ellen Harlizius-Klück untersucht das Verständnis von Linearität, das dem binären Zahlensystem natürlicher Zahlen zugrunde liegt. Sie arbeitet eine Analogie zwischen der Linearität des Zahlensystems und körperlicher Reproduktion über die geschlechtliche Kodierung dieser Linearität heraus. Nicht der Anfang von Zahlensystemen, sondern der Beginn von Existenz ist der Fokus von Eugene Thacker. Sie zeigt die grundlegende Bedeutung von Aristoteles' *De Anima* für unterschiedliche Konzepte von Leben in verschiedenen Wissensfeldern wie Biologie, Theologie und Psychologie auf (vgl. 49). Sich auf Aristoteles' epistemisches Theoriegerüst berufend, diskutiert sie Unzugänglichkeit („inaccessibility“) als ein zentrales Charakteristikum und damit auch als eine Dimension für ein Konzept von Leben (vgl. 56).

Arianna Borrelli untersucht die Entstehung des Konzepts von Temperatur von der Antike bis zum 18. Jahrhundert. Sie arbeitet die Dialektik zwischen Reproduktion und Produktion als ein Wechselspiel zwischen Stabilität und Innovation in der Entstehung des Temperaturbegriffs heraus. Dabei legt sie einen Schwerpunkt auf die Bedeutung des Dualismus Wärme/Kälte für körperliche Reproduktion und die damit einhergehende geschlechtliche Konnotation dieses Gegensatzpaares (vgl. 67).

In den nächsten sieben Artikeln rücken das Individuum und seine Selbstverhältnisse in den Fokus der Analyseperspektive, entsprechend dem Zeitfenster, auf das sie fokussieren: von der Moderne bis zur Postmoderne. Die Forschungsfelder der Beiträge reichen von Theaterwissenschaften, Medizingeschichte, Critical Whiteness Studies bis zu Wissenschafts- und Technikforschung. Ulrike Haß untersucht den Guckkasten als die sich als hegemonial herausbildende Architektur für Theaterbühnen um 1800. Dabei arbeitet sie den konstitutiven Charakter der Asymmetrie zwischen Sehen und Gesehenwerden und dessen demarkative Funktion, z.B. in Bezug auf geschlechtliche Differenzierung, für die Vermittlung von Wissen heraus. Haß folgend wird diese sich mit dem Guckkasten etablierende Asymmetrie zur sich reproduzierenden Maschine des Wissenstransfers schlechthin. So stellt sie

exemplarisch den Hörsaal in Linearität mit dem Guckkasten (vgl. 84).

Isabell Lorey stellt zu Beginn ihres Artikels fest, dass Critical Whiteness Studies – trotz fehlender akademischer Institutionalisierung – in Deutschland einen lebhaften Diskurs darstellen. Sie arbeitet die Figur der weißen Selbst-Immunsierung als eine Strategie, über die sich das Herrschaftssubjekt innerhalb spezifischer Diskurse der Critical Whiteness Studies reproduziert, heraus (vgl. 101). Sich zentral auf Michel Foucaults Konzept der Biomacht berufend, problematisiert sie diese Reproduktion als ein Wechselspiel zwischen immunisierenden Herrschaftsdynamiken und Subjektivierungsweisen. Ute Frietsch fokussiert in ihrem Beitrag ebenso auf Dynamiken des Wissens und diskutiert Formen der Reproduktion von Wissen, die im Wiederholen Differenz ermöglichen. Sich auf Foucaults Kritik der Anthropologie berufend, zentriert sie die Rolle menschlicher Endlichkeit für die Analyse des Verhältnisses zwischen Metawissenschaften und Wissenschaften (vgl. 114). Ebenso an Michel Foucaults *Archäologie des Wissens* anknüpfend, problematisiert Ingrid Jungwirth homogenisierende Effekte von Identitätsdiskursen in den Sozialwissenschaften (vgl. 154). Jungwirth arbeitet epistemologische Schwellen als konstitutiv für Diskurse heraus und rekonstruiert die Schwelle, die grundlegend dafür ist, dass die „Rede von Identität“ in den Sozialwissenschaften notwendig erscheint (vgl. 169).

Die folgenden drei Artikel fokussieren auf die (Re)Produktion von Wissen in den Natur- und Technikwissenschaften. Volker Hess rekonstruiert eine spezifische Praxis des Experimentierens der Frühromantik: die galvanischen Reizexperimente. Diese Form der Experimente wurde zwischen 1790 und 1810 – unter anderem von Alexander von Humboldt – durchgeführt. Hess analysiert das galvanische Reizexperiment als eine epistemologische Figur, die das methodologische Gerüst wissenschaftlichen Experimentierens in der Moderne darstellt (vgl. 135). Gleichzeitig hebt er die Bedeutung des Selbstversuchs für die Etablierung der Geschlechterordnung zu Beginn des 19. Jahrhunderts hervor (cf p 151).

Im Fokus Katrin Nicokoleycziks Analyse steht das „functional magnetic resonance imaging“ (fMRI) als eine sich seit den 1990er Jahren etablierende Forschungsmethode der Kognitionswissenschaften. Nicokoleyczik zeichnet die den Visualisierungsprozessen des „brain imaging“ inhärente Reproduktion anscheinend natürlicher Geschlechterdifferenzen nach (vgl. 172). Dabei bedient sie sich Karen Barads Konzept des Agential Realism (vgl. 173), um diese Prozesse über die materiell-diskursiven Apparate der Wissensproduktion zu untersuchen.

Corinna Bath fokussiert auf die informationstechnologische Konstruktion sozialer Software Agents, die sie – ebenso Karen Barads feministischer Wissenschaftsphilosophie folgend – als einen epistem-onto-logischen Prozess untersucht (vgl. 189). Sie stellt fest, dass im Feld der Software Agents eine Vielfalt von Sozialitätskonzepten gleichzeitig existieren, welche Sozialität auf eine je spezifische Art erfassen und modellieren. Ihr Anliegen besteht darin, epistemologisch kritische Konzepte in Bezug auf solch eine Reproduktion von Sozialität unter diesen als Ansatzpunkte für feministische Technik- und Wissenschaftsforschung sowie -gestaltung hervorzuheben (vgl. 202).

Der letzte Artikel des Bandes fungiert als eine kommentierende Zusammenfassung. Shahannah Schmid fokussiert auf die relationale Bedeutung des Begriffs Reproduktion – körperliche sowie geistige –, die darin besteht, das Zuvorgehende und das Nachfolgende zu separieren und in ein Verhältnis zueinander zu setzen (vgl. 205). Sie diskutiert die Relationalität zwischen Kontinuität und Wandel auf der Folie eines sich aufweichenden Dualismus Natur/Kultur und der damit einhergehenden Destabilisierung des Referenzpunktes Natur für die Reproduktion des Wissens in den Wissenschaften (cf p216).

Epistemologie und Differenz versammelt eine breite Auswahl interdisziplinärer und interna-

tionaler Perspektiven, aus denen die komplexen Verhältnisse zwischen Wissen und Reproduktion in den Wissenschaften analysiert werden. Dabei wird über den Band hinweg deutlich, dass die Frage, wie bestimmte Themen des Wissens über einen gewissen Zeitraum Stabilität oder Destabilisierung erfahren und sich darüber als hegemonial etablieren können, eine Analyse der spezifischen Praktiken der Reproduktion des jeweiligen Wissen(schaft)sfeldes erfordert. Besonders hervorzuheben ist der Einsatz des Sammelbandes, die Epistemologie und Ontologie in der Analyse des Verhältnisses zwischen Wissen und Reproduktion in den unterschiedlichen Feldern zusammenzubringen. Solch eine Verbindung zwischen Sozialtheorie und Epistemologie ermöglicht, die (Re)Produktion von Wissen – und damit die hierarchische Organisation des Wissens entlang klassifikatorischer Kategorien – über spezifische wissenschaftliche Praktiken menschlicher und nicht-menschlicher Akteure im Wechselspiel, wie z.B. anhand der Begriffe Maschine oder Apparat, zu analysieren. Damit versammelt dieser Band vielfache Ansatzpunkte für feministische, macht- und herrschaftskritische Positionen in der Analyse komplexer Prozesse der Reproduktion des Wissens in den Wissenschaften.

Tino Plümecke

Knecht, Michi/Heinitz, Anna Frederike/Burghardt, Scout/Mohr, Sebastian (Hg.): Samenbanken - Samenspender: Ethnographische und historische Perspektiven auf Männlichkeit in der Reproduktionsmedizin. Reihe *Berliner Blätter*, Heft 51, Münster: Lit Verlag, 2010. - 202 S., ISBN 978-3643106223, 19,80 EUR

Heimliche Orte der Reproduktion

Samenbanken sind ein in westlichen Erfahrungswelten allgemein bekannter und zugleich ebenso unbekannter Ort. Bekannt, da das Wissen über ihre Existenz weit verbreitet ist und kollektiv geteilte Vorstellungen über sie bestehen. Unbekannt, weil hingegen der konkrete Ort und die dort vollzogenen Praktiken nur von wenigen direkt erfahren werden. Diese Gleichzeitigkeit von Kenntnis und Unkenntnis besteht wohl auch, weil Samenbanken mit Bedeutungen der Sexualität, Geschlechtlichkeit sowie männlicher Potenz und weiblicher Fruchtbarkeit aufgeladen sind und über diese auch Raum für Mythen und die Erzeugung von Cartoons, Witzen und Phantasien bieten.

Mit dem Werbetext „Komm doch mal bei uns! :-)" versuchte vor wenigen Jahren eine Berliner Samenbank die Samenspende mittels sogenannten *Floor Graphics* in zentralen U-Bahnhöfen, schrillen Farben und jugendlicher Aufmachung aus dem schmutzigen Untergrund zu heben. Die Zeit schien offenbar reif für eine normalisierte Präsenz im öffentlichen Raum. Tatsächlich hat sich seit der Einrichtung der ersten kommerziellen Samenbanken Mitte der 1970er Jahre vieles verändert: Die In-vitro-Befruchtung und Intrauterine Insemination sind zu üblichen Entscheidungsmöglichkeiten bei ungewollter Kinderlosigkeit geworden und die Aufregung gegenüber „Retortenbabys“ und „Tiefkühl-Kindern“ wich einer gewissen Üblichkeit von assistierter Reproduktion, zu der auch die donogene Insemination (mit von einem Spender stammenden Samen) bei ungewollt kinderlosen Paaren, Lesben und alleinstehenden Frauen mit Kinderwunsch zählt.

Einer Normalisierung der Reproduktionsmedizin und mit ihr der Samenspenden und Samenbanken steht eine weitgehende Fehlstelle an wissenschaftlichen Untersuchungen dieses ‚heimlichen‘ Ortes der Erzeugung von Reproduktion gegenüber. Dieses Desiderat geht der vorliegende Band einer Projektgruppe unter Leitung von Dr. Michi KNECHT an. Die

Anthologie versammelt Beiträge aus einer dreisemestrigen Lehrforschung und einem Projektstudium am Institut für Europäische Ethnologie der HU Berlin. Im Kern der methodisch und gegenstandsbezogen sehr verschiedenen Texte geht es um die Rekonstruktion von Männlichkeitsbildern und Selbstkonzepten in den Praxen von Samenbanken. Der Band ermöglicht Einblicke auf drei Ebenen: Erstens wird der Substanz Sperma quasi gefolgt, also ihre Beschaffung, Konservierung und Vermarktung im Labor, die Methoden der Prüfung, den biotechnologischen Optimierungen, der Lagerung und dem *matching* mit einer prospektiven Mutter betrachtet. Zweitens werden die beteiligten Akteure, die Spender, die potenziellen Mütter, Laborbetreiber_innen und Mitarbeiter_innen befragt. Drittens dient die Samenbank als Ort der Reflexion über die Produktion von Geschlechterbildern, Waren und Subjekten und deren wissenschaftliche Untersuchbarkeit.

Ethnographie einer Körpersubstanz im Areal zwischen Gabe und Ware

Mit einem historischen Überblick führen Anna Frederike HEINITZ und Rickmer ROSCHER in die Erfindung der Kryokonservierung und die Verwicklung von Tierzuchtungsforschung, Menschenversuchen während des Nationalsozialismus und menschlicher (Un)Fruchtbarkeitsforschung ein. In dem Beitrag wird nachgezeichnet, wie männliche (Un)Fruchtbarkeit als Ort diskursiver, forschender und medizinisch-technischer Aushandlungen entstand und damit Zeugungsunfähigkeit von einem fast ausschließlich als weiblich zu denkenden Phänomen auf den Bereich von Männlichkeit ausgedehnt wurde. Stationen dieser Erzeugung eines neuen Wissensbereichs sind die ersten Kühlexperimente an menschlichem Sperma um 1866, die ersten Kryokonservierungen in der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie (KWI) in München 1938 und die Entwicklung des heute noch üblichen Spermogramms im Rahmen von Zwangssterilisationen in der Zeit des NS am Berliner Urban Krankenhaus.

Zwei weitere rahmende Beiträge bietet Michi KNECHT mit einer Erörterung von Fragen des forschenden Blicks auf das Feld der Samenspende und deren Aufbewahrungs- und Vermarktungsinstanzen sowie der Kapitalisierung menschlichen Ejakulats. Als vermeintlich „banale Institutionen“ seien Samenbanken gerade deshalb interessant, weil sich in ihnen für die Gegenwart typische und konstitutive Denkfiguren und kulturelle Muster entdecken lassen. Unter einer historischen und ethnologischen Betrachtung zeige sich die Institution Samenbank und die in ihr vollzogenen Praktiken deshalb als ein „Prototyp“ der ökonomischen Erschließung von Körpersubstanzen. Innerhalb der biomedizinischen Reproduktionstechnologie überlappen sich damit im Samen moralische, soziale, kommerzielle sowie medizinische, technische und subjektkonstituierende Fragen. Die Samenbank sei darum ein besonders lohnenswerter Ort, um die Kapitalwerdung von Biologie, deren Grenzen einer Ökonomisierung und alternative Gestaltungsmöglichkeiten – noch dazu in einer Verschränkung von Produktion und Reproduktion – zu untersuchen.

Der entschwindende Spender

Den Ort der Samenspende als Raum der Intimität ergründet Sebastian MOHR auf Grundlage eines Feldaufenthalts in einer dänischen Samenbank. Das Habitat der Gabe beschreibt der Autor entlang von Verdinglichung und Objektivierung, mittels denen in den Räumen der Samenbank Formen von Sexualität und Intimität in standardisierte Arbeitsabläufe und Produkte überführt werden. Der Samenspender selbst stellte sich jedoch als ein schwer zu erreichender Akteur heraus. Um die Geber des Samens zu erreichen, sie zu ihren Erfahrungen und Selbstbildern befragen zu können, verteilten die Forschenden Flugblätter, schalteten Anzeigen, starteten umfangreiche Nachfragen im Freundes- und

Bekanntenkreis und stellten schließlich gar ein kleines Honorar in Aussicht. Der gabebereite Spender gerierte sich (zumindest in der vorliegenden Untersuchung) gleichzeitig wenig auskunftsbereit. Dass dies nicht mehr nur mit einer gesellschaftlichen Tabuisierung der Vermarktung von Samen liegt, zeigt Kristina SCHNEIDER in ihrer Untersuchung der Repräsentation des Samenspenders in Fernsehserien und im Film. Seit den 1950er Jahren habe sich die mediale Präsenz stark gewandelt und seit 1990er habe diese eine Fülle an personalisierten und individualisierten Fallgeschichten hervorgebracht. In diesen wird die Samenspende oft mit einer Potenz verknüpft und als Plot für weitere bio-genetische Assoziationen eingesetzt. Auch gesetzlich ist der Samenspender seit Ende der 1980er Jahre aus einer davor verbrieften Anonymität geholt. Seither müssen die Daten über den Spender mindestens 30 Jahre aufbewahrt werden und die mit dem Samen gezeugten Nachkommen haben ein Auskunftsrecht auf „Kenntnis der eigenen Abstammung“ ab dem Alter von 18 Jahren.

Mit insgesamt neun Samenspendern konnten Katja BAUMEISTER-FRENZEL, Michi KNECHT, Markus LANGENSTRAß und Mathias SCHÖBE narrative Interviews führen. Fünf dieser Spender waren Klienten von Samenbanken und die übrigen vier Beteiligte nichtmedikalisierte Do-it-yourself Insemination – etwa befreundeter lesbischer Paare oder alleinlebender Frauen.

Unter der Annahme, dass im Feld der Samenspende heterogene Formen hegemonialer wie nichthegegonialer Männlichkeiten (re)produziert werden, brachten die Autor_innen unterschiedliche Weisen der Selbstsicht zum Vorschein. Wenn Spender sich als Blume imaginieren, die ihren „Samen in die Welt verteilen kann“, oder meinen, ihr „Innerstes“ ihre „Bestes“ (S. 92 u. 94), was sie zu geben hätten, verstehen, macht dies zumindest eine mögliche Verbindung von Samenspenden mit Machtphantasien und selbstloser, sakrosankter Gabe deutlich. In anderen Selbstdarstellungen überwiegen dagegen die rationalistische Pragmatik des Geldverdienens, in der die 40 bis 70€ Aufwandsentschädigung als einträgliche Verdienstmöglichkeit und entsprechend depersonalisierte Funktion veranschaulicht werden.

Praktiken der Auslese

Nur acht bis zehn Prozent der Spendewilligen werden von den Samenbanken angenommen. Die vielfältigen Hürden, die zum Ausschluss jener übrigen führen, wurden von Scout BURGHARDT und Kerstin TOTE in Interviews, Besichtigungen, Teilnehmenden Beobachtungen in Samenbanken und Gesprächen mit Angestellten, Inhabern und einer Ärztin einer Fertilitätsklinik untersucht. Spender müssen dabei einer Reihe von Kriterien entsprechen, die über die Qualität der Spermien, deren Einfrierungs- und Wiederauftau-eigenschaften hinausgehen. So kommen Träger von Erbkrankheiten (worunter bspw. auch die Lippen-Kiefer-Gaumenspalte gehört), homosexuell oder promisk lebende Männer, Träger von Tattoos oder Piercings sowie Drogennutzer nicht als Samenspender in Frage. Darüber hinaus bildeten Hobbys, soziale Kompetenzen, Intelligenz und Tugenden wie Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit weitere Selektionskriterien. Die Autor_innen analysieren, wie in dieser Auswahl bestimmte Männlichkeiten ausgeschlossen und andere als normal und erstrebenswert universalisiert werden. Homosexualität als Ausschlusskriterium werde zwar durchaus von einzelnen Interviewten auch kritisch gesehen, von anderen aber aufgrund ihrer möglichen Vererbbarkeit als vermeidbares Übel ausgesondert.

Auch im Prozess des *matching* der Samenspende und der Kundin donogener Insemination findet eine Reihe von Auswahlprozessen statt, die wiederum zu Normierungen und zur Produktion spezifischer Männlichkeiten führen. Unter einem „Paradigma der Ähnlichkeit“ wird ein Abgleich phänotypischer Merkmale, wie Haut-, Haar- und Augenfarbe, der

Blutgruppe, aber auch des Bildungsstandes und der ethnischen und nationalen Zuordnung vorgenommen. Noch nicht verbreitet, aber vorfindbar seien Kataloge, in denen die Spender mit Kurzbeschreibungen ihres Charakters enthalten seien. Neben der Auswahl durch die Kundinnen sind in diese Prozesse aber auch das Klinikpersonal und die Samenbankmitarbeiter_innen involviert, indem diese etwa Samenspenden für ein lesbisches Paar nach Kriterien einer ästhetischen Passung als heterosexuelles Paar imaginieren (S. 157).

Vorstellungen und Realitäten von Männlichkeiten erzeugen aber auch die Nutzer_innen von Samenspenden, wie lesbische Frauen, die von Anne HARTUNG, Sebastian MOHR und Sylvi PAULICK befragt wurden. Auch hier fanden sich heterogene Männlichkeitsentwürfe, die von der Positivierung in Form der „Bezugsperson Mann“, als Identifikationsfigur und Vermittler geschlechtsspezifischer Körpererfahrungen bis zur Ablehnung und Infragestellung von Männlichkeiten reichen, wenn der Samen lediglich zweckrational beschrieben wird. Die donogene Insemination bei lesbischen Paaren wird von der Bundesärztekammer allerdings abgelehnt und ist aus diesem Grund nur in wenigen Praxen, teilweise nur unter der Bedingung einer Zustimmung des Spenders, durchführbar.

Forschungsdesiderata der Geschlechter- und Differenzforschung

Für eine Untersuchung des Bereichs biomedizinisch-assistierter Reproduktion bieten sich Ansätze der Ethnographie, insbesondere der Kulturanthropologie besonders an. In den Forschungen des vorliegenden Bandes werden sowohl das bestehende theoretische Repertoire zu Austausch und Gaben, zur Kommodifizierung, zu familialen Relationen als auch das Methodenangebot praxeologischer und mikrologischer Forschung genutzt, um einen umfassenden Einblick in das Feld der Samenspende und der dort sowie in seinem Umkreis stattfindenden Erzeugung von Männlichkeiten zu geben. Die Begrenzungen einer teilnehmenden Beobachtung und der Schwierigkeiten von *research up* jenes teiltabuisierten Bereichs der Samenspende konnten die Forschenden durch variable Formen des Feldzugangs begegnen.

In Bezug auf die Praxen der Kategorisierung und des Ausschlusses zeigen sich mit den hegemonietheoretischen und deskriptiven Ansätzen jedoch auch Schwächen, die in weiteren Untersuchungen anzugehen wären. Einigen Hinweisen auf Ausschlussmechanismen entlang der Dimensionen Klasse und Schicht sowie Ethnizität, Migration und Intelligenz wurde nicht oder nicht in Bezug auf damit konstituierten Männlichkeiten gefolgt. Geschlechtlichkeit wird aber nicht nur mit den akzeptierten Spendern, sondern auch anhand der etwa 90% Ausgesiebten erzeugt. Wichtig zu verfolgen wären auch die Screeningpraktiken, denn entgegen der Darstellung, dass keine (oder nur bei Verdacht) genetischen Screenings durchgeführt werden, werben mittlerweile einige Samenbanken damit, umfangreiche Tests auf Erbkrankheiten vorzunehmen. Die Effekte auf die Ausgesonderten und auf der anderen Seite auf die akzeptierten Samenspender – nicht nur potent, besonders zeugungsfähig, sondern auch noch genetisch gesund geprüft zu sein – hat sicher weitere Auswirkungen auf das Selbstkonzept des Spenders.

Alles in allem bietet der Sammelband einen reichhaltigen und spannenden Einblick in einen bisher unter-untersuchten biomedizinischen und bioökonomischen Bereich und den darin vollzogenen Konfigurierungen von Geschlecht.

Renate Ullrich

Wedel, Gudrun: Autobiographien von Frauen. Ein Lexikon. Köln Weimar Wien: Böhlau Verlag 2010. - 1286 S. , ISBN 978-3-412-20585-0, 179 Euro (D); 184 Euro (A)

Das ist ein beeindruckendes Buch, nicht nur wegen des Umfanges von 1286 Seiten, des Gewichtes von beinahe 2,5 kg und des stolzen Preises, sondern vor allem wegen seines Informationsgehaltes. Das Lexikon enthält Angaben zu publizierten Autobiographien von Frauen, die zwischen 1800 und 1900 geboren wurden und aus dem damals deutschsprachigen Raum stammten, zu dem neben Deutschland, Österreich und der Schweiz auch das Baltikum und Luxemburg gehörten.

Die Historikerin Gudrun Wedel hat die Daten in jahrzehntelanger Kleinarbeit zusammengetragen und sie hat sie auch gezählt: „Das gesamte Korpus der im Lexikon aufgeführten publizierten Selbstzeugnisse umfaßt über 6000 Artikel. In den Artikeln sind insgesamt rund 4600 autobiographische Publikationen verzeichnet, von denen rund 2300 als Buch, rund 1400 als Beitrag in einer Anthologie oder in einem Sammelwerk, rund 900 als Beiträge in einer Zeitschrift oder Zeitung publiziert worden sind,“ sowie Texte, die im Selbstverlag, als Privatdruck oder als vervielfältigte Manuskripte erschienen sind. (Wedel 2010: IX)

Wenn eine solche Menge von Daten überschaubar und handhabbar sein soll, so erfordert das eine klare Strukturierung. Gudrun Wedel hat sie geschaffen, indem sie zunächst alle *Autobiographinnen*, die sie bisher gefunden hat, alphabetisch aufführt und einen *Anhang* anfügt, der übersichtlich gegliedert ist. Sie nennt die *Archive*, die sie durchgesehen hat, sowie einschlägige *Internet-Adressen*. Es folgen Verzeichnisse von 1. *Anonymen Autobiographien*; 2. *Anthologien*; 3. *Zeitschriften, Zeitungen, Periodika*, wobei allen Titeln nicht nur die jeweiligen Erscheinungsorte, -jahre und Nummern, sondern auch die Namen der betreffenden Autobiographinnen hinzugefügt sind; 4. *Nachschlagewerke und Sekundärliteratur* sowie 5. ein 200-seitiger *Teil mit Personen-, Orts- und Sachregistern*. Dieser Register-Teil erleichtert nicht nur das Suchen, er ermöglicht auch das Herstellen von Querverbindungen.

Die Einträge zu den Autobiographinnen sind übersichtlich und instruktiv. Neben den Namen (Geburts-, Ehe-, ggf. Künstlernamen) werden, so weit auffindbar, die Namen der Eltern und die der Ehepartner oder Lebensgefährtinnen, die Anzahl der Kinder sowie die wesentlichen Lebensdaten genannt. Dabei fällt auf, dass damals viele Frauen sehr wohl die Namen ihrer Väter, aber nicht die ihrer Mütter notiert haben. Die Väter waren entweder tatsächlich wichtiger für die Lebenswege ihrer Töchter und/oder die Töchter haben das in den patriarchalischen Verhältnissen der damaligen Zeit so empfunden.

Diesen Angaben folgen die Titel, Erscheinungsorte und -jahre, gegebenenfalls der verschiedenen Auflagen, und stichwortartige Inhaltsangaben der Autobiographien. Die Artikel zu den verschiedenen Frauen sind von unterschiedlicher Länge. Beispielsweise umfassen die Einträge zu den Schriftstellerinnen Lili Braun (1865-1916) zwei und zu Ricarda Huch (1864-1947) sogar zwei und eine halbe Druckseite, die Eintragung zu der sozialdemokratischen Arbeiterin L. B. (geb. 1880), nur 14 Zeilen. Während Schriftstellerinnen wie L. Braun und R. Huch das Schreiben über sich selbst quasi von Berufs wegen betrieben; schrieben andere, weil sie in interessanten Zeiten gelebt und/oder interessante Menschen kennen gelernt und/oder Ereignisse erlebt hatten (Krieg, Emigration, KZ), die sie der Nachwelt zur Erinnerung und/oder zur Mahnung übergeben wollten. ‚Bildungsferne‘ Frauen dagegen schrieben häufig nur auf direkte Aufforderung durch die Frauenorganisationen, Vereine oder Parteien, denen sie angehörten, und dann oft nur kurze Berichte

über überschaubare Lebensabschnitte (Kindheit, Lehre, Arbeit etc.), die in Zeitungen, Zeitschriften oder Anthologien veröffentlicht wurden. Beispielsweise veranstaltete die berühmte ‚Gartenlaube‘ ein Preisausschreiben zu dem Thema ‚Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt ...‘, das so erfolgreich war, dass 1905 ein Sammelband mit anonymisierten Einsendungen von Frauen publiziert werden konnte.

Dass Wedel gerade auch diese verstreuten ‚kleinen‘ Selbstzeugnisse gesucht und vermerkt hat, halte ich prinzipiell für wichtig und speziell auch deshalb, weil, wie mir scheint, das öffentliche Interesse an den Lebensgeschichten solcher ‚unscheinbaren‘ Frauen (ihrer Familien, ihrer Kinder) wieder nachlässt, nachdem es im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts relativ virulent war. Vermutlich gibt es gerade auf diesem Feld noch Material zu entdecken. Wedel selbst fordert die Leser/innen auf, ihr Ergänzungen und natürlich auch eventuelle Korrekturen mitzuteilen.

Wedel hat nicht nur einen beeindruckenden Reichtum an Frauen-, Lebensberichten und -erfahrungen wieder ans Licht geholt, sie macht durch deren Zusammenfassung in Form eines Lexikons – meines Wissens zum ersten Mal – auch sichtbar, wie viele sehr unterschiedliche Frauen schon damals das Bedürfnis hatten zu schreiben (vermutlich waren es weit mehr als realiter geschrieben haben) und welche Frauen ihr Leben – für sich selbst, Verwandte, Freunde oder sogar für die Öffentlichkeit – für so interessant hielten, dass sie autobiografische Texte schrieben.

Man muss nicht das ganze Lexikon lesen, schon das Sachregister erlaubt einen pauschalen Überblick über die soziale Herkunft bzw. die sozialen Lagen der Schreiberinnen. Überdurchschnittlich viele dieser Frauen kamen aus ‚bildungsnahe‘ Schichten, das waren damals Professoren-, Beamten- und auffallend viele adlige Familien: vor allem Künstlerinnen (Malerinnen, Sängerinnen, Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen), Ehefrauen oder Lebensgefährtinnen von Künstlern, Journalistinnen, Redakteurinnen, Lehrerinnen, Ärztinnen, Krankenschwestern und Frauen, die in den vorangegangenen Kriegen Pflegedienste getan hatten, und einige wenige Wissenschaftlerinnen. Fabrik-, Heim- und überhaupt Arbeiterinnen und Dienstmädchen sind – zusammengenommen – bereits in bemerkenswerter Zahl, aber eben mit kurzen Beiträgen vertreten.

Es überrascht nicht, dass unter den Autobiographinnen vergleichsweise wenige Politikerinnen waren. Frauen waren bekanntlich bis weit ins XX. Jahrhundert hinein rar in der Politik. Aber interessanterweise entdeckt man beim Studium der Einzeldarstellungen, dass von den wenigen Autobiographinnen, die damals haupt- oder ehrenamtlich politisch arbeiteten, viele aus Arbeiterfamilien kamen und / oder selbst Arbeiterinnen (gewesen) waren. Auch hier waren es – wie bei den ‚bildungsnahe‘ Autobiographinnen – oft die Väter, die ihre Töchter zu politischem Engagement ermuntert haben. Da gibt es beispielsweise: eine anonyme und parteilose Berliner Frauendelegierte. Oder: Maria Taubenheim, Landarbeiterin, dann Stadtverordnete in Eisleben, illegal, nach 1945 wieder politisch aktiv. Oder: Anna Boschek, Textilarbeiterin. Mitbegründerin des ersten Dienstmädchenvereins in Österreich, sozialdemokratisches Nationalratsmitglied von 1919-1934. Oder: Jeanette Wolf. Ihr Vater, Sozialdemokrat, war infolge der Sozialistengesetze aus dem Schuldienst entlassen worden. Sie selbst wurde – ebenfalls schon 1919, dann wieder nach 1945 – Stadtverordnete und ab 1951 Mitglied des Bundestages. – Mehrere Autobiographinnen sind in die Politik gegangen, nachdem sie in der Fürsorge gearbeitet und die Erfahrung gemacht hatten, dass Fürsorge zwar helfen, aber die Ursachen von Armut und Not nicht beseitigen kann. – In den verschiedenen Richtungen der Frauenbewegung waren Aktivistinnen, Anhängerinnen und Sympathisantinnen tätig.

In den ‚Hinweisen zur Benutzung‘ des Lexikons positioniert sich Wedel zu dem Problem der

„Autobiographie“ als einer spezifischen Textsorte in dem großen Feld aufgeschriebener Selbstaussagen (Briefe, Tagebücher, Interviews, Gespräche etc.). Die knappe Analyse dieses facettenreichen Gebietes ist Resultat und Teil ihrer langjährigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Thematik und diente ihr als Orientierung für die zweifellos häufig nicht einfache Definition, Auswahl und Aufnahme der Texte in das Lexikon. Die Nutzer/innen werden so dazu angeregt, auf Grenzfälle zu achten.

Dieses Lexikon ist, wie ich finde, nicht nur sehr informativ und nützlich für Forscher/innen, sondern auch spannend und lehrreich für Fans von Autobiografien und solche, die es werden wollen. Alle Daten sollen, laut Einleitung, ins Internet gestellt und ergänzt werden. Aber es macht auch Freude, so ein imposantes Buch vor sich liegen oder in der Hand zu haben, etwas, das nicht plötzlich verschwinden kann.

Es ist zu wünschen, dass das Projekt für die im XX. Jahrhundert geborenen Autobiographinnen fortgesetzt wird. Angesichts der Flut von Veröffentlichungen und der ständig wachsenden Zahl von autobiographisch schreibenden Frauen eine Riesenaufgabe.

Gudrun Wedel wurde 2011 der Margherita-von-Brentano-Preis der FU Berlin verliehen.

Karin Aleksander

War die Revolution weiblich?: Anmerkungen zum neuen Bildband der Robert-Havemann-Gesellschaft „Gesichter der Friedlichen Revolution“

„**Gesichter der Friedlichen Revolution**“, hrsg. von der Robert-Havemann-Gesellschaft e.V., Archiv der DDR-Opposition, Berlin, 2011. – 143 S.; mit Fotografien von Dirk Vogel und einem Essay von Claudia Rusch. [Red.: Antonia Kausch ; Tom Sello]. ISBN: 978-3-938857-10-6, 19,90 EUR

Auf dem Einband des Bildbandes lächelt Bärbel Bohley. Ihre kurzen Haare künden vom Kampf mit der Krankheit, den sie leider nicht gewinnen konnte. Ihre Augen leuchten und schauen ganz direkt in die Kamera. Ihr Gesicht für den Bucheinband auszuwählen, war eine kluge Entscheidung. Wie kaum eine andere Person symbolisiert Bärbel Bohley die widerständigen Kräfte in der DDR und die umwälzenden Ereignisse von 1989/90. Mit ihrem Gesicht auf dem Bildband stellen die Herausgebenden auch erstmals eine Frau in den Vordergrund.

Vielleicht war diese Entscheidung mit ideengebend für die Veranstaltung „Das weibliche Gesicht der Revolution“, die in Kooperation mit der Robert-Havemann-Gesellschaft im Besuchszentrum des DDR-Museums Berlin zur Buchtaufe am 19.07.2011 stattfand.

Grundlage ist der gerade erschienene Text-Bild-Band mit 63 Fotografien von Frauen und Männern von Dirk Vogel und einem Essay von Claudia Rusch, der auch als Wanderausstellung mit dem Titel »Das Gesicht der Friedlichen Revolution« konzipiert wurde. Im Besuchszentrum hingen – aus Platzgründen – nur einige ausgewählte Fotos von Frauen der Friedlichen Revolution in weißen Holzrahmen mit den dazugehörigen Essays.

Die Verantwortlichen wollten damit „einen bisher wenig beachteten Aspekt in den Mittelpunkt der ausgewählten Fotos und der Diskussion (stellen): Das weibliche Gesicht der Friedlichen Revolution. Unbestritten ist, dass viele Frauen in den Oppositionsgruppen eine wichtige Rolle gespielt haben. Auch während der Demonstrationen im Herbst 1989 standen sie oft in der ersten Reihe. Fand 1989 eine Revolution mit weiblichem Antlitz statt? Diese

Frage soll(te) mit den Teilnehmerinnen des Podiumsgesprächs diskutiert werden.“¹ Der Moderator Dr. Bernd Florath diskutierte darüber mit Dr. Maria Nooke, Judith Braband, Marianne Birthler und dem Fotografen Dirk Vogel.

Ich möchte diesen „bisher wenig beachteten Aspekt“ ebenfalls in den Mittelpunkt der Rezension stellen und damit bewusst die Blickrichtung aus Frauen- bzw. Gendersicht einnehmen.

Die Frage nach dem weiblichen Anteil an der DDR-Bürgerbewegung und den politischen Transformationsprozessen ist auch über 20 Jahre nach dem Ende der DDR weiterhin ungeklärt. Nicht im grundsätzlichen Sinne. In der reichen Literatursammlung zum Thema gibt es auch Publikationen zu den Frauen in der Bewegung. Leider ist das Verhältnis sehr disproportional. Im quantitativen Sinne einer Statistik lässt sich kein Überblick finden, um den weiblichen Anteil zu belegen. Es überwiegen Einzelgruppen, einzelne Personen, einzelne Orte.

Hier setzte auch der Moderator an und fragte: „Wo waren die Frauen in und nach der Revolution 1989?“ Die Antwort unterstellte er mit einem zitierten Ausspruch von Tina Krone, dass Frauen zwar aktiv waren, aber dass sie kein Amt und keine Funktion anstrebten.

Zur Wendezeit sei keine Statistik notwendig gewesen und auch keine Quotierung, entgegnete Marianne Birthler. Den DDR-Menschen fehlte die Kultur des Selbstmeldens und Frauen mussten im Unterschied zu Männern nicht nur einmal, sondern zweimal gebeten werden, ein Amt zu übernehmen. In der ersten frei gewählten Volkskammer der DDR waren dann noch 19% Frauen bei „Bündnis 90/Die Grünen“.²

Nach Ursachen für diese „Selbstzurücknahme“ (B. Florath) gefragt, erläuterten die Diskutantinnen, dass die Arbeit in der Opposition für beide Geschlechter keine Karriereplanung einschloss, dass es vorrangig um Sachkompetenz ging und Männer in der Opposition andere Männer gewesen seien, keine „Alphamännchen“ (worauf M. Birthler aus dem Publikum entgegnet wurde, dass die Opposition voller Alphamännchen und Alphaweibchen gewesen sei). Frauen waren in den 80er-Jahre-Gruppen meist praktischer, Männer eher diskutierend (M. Nooke). Vielleicht war die Revolution gerade deshalb eine friedliche, weil sie sehr weiblich geprägt war in dem Sinne, dass Frauen anders dachten und mit mehr Phantasie an die Aktionen gingen (fragte B. Florath). Ein anderes auffallendes Merkmal ist, dass viele Paare und Familien aktiv waren, was sich damit erklärt, dass es eine illegale Bewegung war, die auf private Räume angewiesen war. Weitere interessante Diskussionsstränge betrafen die Gleichberechtigung der Frau vs. Gleichstellung der Geschlechter in der DDR. Auch hier prallten die Meinungen der Podiumsfrauen gegeneinander, die von „geschenkter“ Gleichberechtigung mit der Möglichkeit für einen neuen weiblichen Lebensentwurf in der Kombination von Beruf und Familie (J. Braband) bzw. „übergeholfener“ Gleichberechtigung der Frauen mit chronischer Überforderung wegen Dreifachbelastung (M. Birthler) sprachen. Schließlich stellte der Moderator ganz dem Thema der Buchvorstellung folgend die Frage an den Fotografen Dirk Vogel, warum er so wenige Frauen für den Bildband fotografiert hätte, nämlich 21 von den 63 Fotos, also etwa ein Drittel. Seine Antwort war so überraschend wie stereotyp: Ihm sei das gar nicht aufgefallen; er war überzeugt, mehr Frauen als Männer fotografiert zu haben, mindestens jedoch Hälfte/Hälfte, weil die Frauen ihm präsender erschienen waren. Im Projekt seien alles Männer gewesen und sie hätten sich keine

¹ Vgl. den Ankündigungstext zur Veranstaltung: <http://www.havemann-gesellschaft.de/index.php?id=42>

² Zum Vergleich: in der SPD 22,8%, in der CDU 15,4%, DSU 8%, FDP 0% und 40,3% in der PDS. Vgl.: Die Mitglieder der 10. Volkskammer der DDR / Wiss. Dienst des Bundestages / Wilhelm Weege, 2010; http://www.bundestag.de/dokumente/analysen/2010/mitglieder_volkskammer.pdf

Gedanken darüber gemacht! Womit die Frage nach der Auswahl der Personen aufkam, die Tom Sello (Red.) damit beantwortete, dass es eine persönliche Auswahl aus seinem Telefonbuch gewesen sei. Wie viele Frauen und Männer nach Anfrage abgelehnt hatten, konnte er nicht beantworten. Die Essays, so kann hier nachgetragen werden, sind von 13 Männern und 10 Frauen geschrieben worden (womit die porträtierten Personen eher unzufrieden sind als mit ihren Fotos, wie zu hören war).

Ein ähnlich quantitatives Verhältnis der porträtierten „Helden“ der Friedlichen Revolution ist in den allermeisten Publikationen zu finden, z.B. in „Sie waren dabei: ost-deutsche Profile“ (1991)³ werden zwei Frauen vorgestellt und 16 Politiker, in „Opposition und Widerstand in der DDR“ (2002)⁴ vier Frauen und 60 Männer, in „Für ein freies Land“ (2006)⁵ Biogramme von 11 Frauen und 62 Männern, wobei im Vorwort steht, die „Auswahl soll einen repräsentativen Querschnitt bieten, der Mut zur Lücke abverlangte“ (S. 9). Der Band „Helden der Friedlichen Revolution“ von 2009⁶ porträtiert sechs Frauen und 12 Männer und das 2010 erschienene Buch „Helden der Deutschen Einheit: 20 Porträts von Wegbereitern aus Sachsen“ fünf Frauen⁷. Einzig die Bücher von Bärbel Bohley stellen Frauen in den Mittelpunkt. Ihr Buch „Mut: Frauen in der DDR“ von 2005 repräsentiert „acht couragierte Frauen“ (S. 9).⁸ Und ihr Buch, das schon 1989 (!) unter dem Titel „... und die Bürger melden sich zu Wort: 40 Jahre DDR“ in Frankfurt/M. erschien, porträtiert 10 Frauen und fünf Männer.⁹

Das quantitative Verhältnis zuungunsten der Frauen belegen auch zahlreiche Fotos und Buchumschläge zum Thema. Sie widerspiegeln nicht den tatsächlichen Platz der Frauen in Bürgerbewegung und Revolution/Wende, sondern ihren Platz im Bewusstsein von Männern, die sowohl diese Prozesse dominierten als auch bis heute die Deutungsmehrheit haben. Weitere Belege dafür sind neben der in den Büchern verwendeten Sprache (wie Helden, Politiker, Reformen, Wegbereiter etc.) auch die vergebenen Forschungsthemen, deren Formulierungen immer auch Raum geben für eine Geschlechterperspektive, wenn die Forschenden sie denn hätten! So erscheint z.B. die Untersuchung „Die Zahl der Opfer des SED-Regimes“ 2010 ohne Aussagen zu z.B. Alter und Geschlecht der Personen.¹⁰

Auch die Diskutierenden dieser Buchvorstellung verwiesen nicht einmal auf die Arbeiten

³ Elitz, Ernst: Sie waren dabei : ostdeutsche Profile von Bärbel Bohley zu Lothar de Maizière. Stuttgart : Dt. Verl.-Anst., 1991. - 224 S.

⁴ Fricke, Karl W.; u.a. (Hrsg.): Opposition und Widerstand in der DDR : politische Lebensbilder. München : Beck, 2002. - 373 S.

⁵ Kowalczyk, Ilko-Sascha ... im Auftr. der Robert-Havemann-Gesellschaft und in Verbindung mit der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur (Hrsg.): Für ein freies Land mit freien Menschen : Opposition und Widerstand in Biographien und Fotos. Berlin : Robert-Havemann-Ges., 2006. - 404 S.

⁶ Mayer, Thomas: Helden der friedlichen Revolution : 18 Porträts von Wegbereitern aus Leipzig. Leipzig : Evang. Verl.-Anst., 2009. - 152 S.

⁷ Mayer, Thomas: Helden der Deutschen Einheit : 20 Porträts von Wegbereitern aus Sachsen / Hrsg. vom Archiv Bürgerbewegung Leipzig e.V. und dem Sächsischen Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen. Leipzig : Evang. Verl.-Anst., 2010. - 155 S.

⁸ Bohley, Bärbel ; Praschl, Gerald ; Rosenthal, Rüdiger (Hrsg.): Mut : Frauen in der DDR ; mit Fotos und Dokumenten. München : Herbig, 2005. - 271 S.

⁹ Bohley, Bärbel; u.a. (Hrsg.): ... und die Bürger melden sich zu Wort : 40 Jahre DDR . Frankfurt/M. : Bücher-gilde Gutenberg, 1989. - 195 S.

¹⁰ Borbe, Ansgar: Die Zahl der Opfer des SED-Regimes. Erfurt : Landeszentrale für Politische Bildung Thüringen, 2010. - 104 S.

über Frauengruppen in der DDR.¹¹ Die Erkenntnis von B. Florath, in den Vortragsthemen der Havemann-Gesellschaft in Zukunft stärker zu behandeln, wie die Oppositionsgruppen überhaupt entstanden sind und Stadtführungen zu den Orten anzubieten, verweist richtig auf weitere offene Stellen. Die im Publikum anwesende Samirah Kenawi, die grundlegende Analysen zu den Frauengruppen in der DDR veröffentlichte, informierte darüber, dass es bereits seit mehreren Jahren einen Stadtpaziergang zu den Stätten der nichtstaatlichen Frauenbewegung der DDR in Prenzlauer Berg gibt.¹² So zeigt sich auch an diesem Beispiel, dass Aktivitäten von Frauen in der allgemeinen Öffentlichkeit nicht bekannt sind. Möge das Bild von Bärbel Bohley auf dem Titel des neuen Bandes daran erinnern, dass die zukünftige Forschung über Bürgerbewegung und Transformationsprozess nicht nur den Geschlechteraspekt einbezieht, sondern auch mehr spezielle Arbeiten zur Rolle der Frauen gefördert werden und auch die Forschungsdomäne weiblicher wird. Informieren können sich Interessierte zudem in der Havemann-Gesellschaft selbst, die das von Samirah Kenawi aufgebaute Archiv zur nichtstaatlichen Frauenbewegung in der DDR „GrauZone“ beherbergt.¹³

Das Buch kann bei der Robert-Havemann-Gesellschaft bestellt werden: info@havemann-gesellschaft.de oder 030-447 10810 / 21.

Weitere Informationen zum Buch stellen die Homepage der Robert-Havemann-Gesellschaft¹⁴ und zur Buchpräsentation und Ausstellung auch der Blog des Fotografen Dirk Vogel¹⁵ zur Verfügung.

¹¹ Zu nennen sind hier v.a.: Kenawi, Samirah: Frauengruppen in der DDR der 80er Jahre : eine Dokumentation. Berlin : Grauzone, Dokumentationsstelle zur Nichtstaatlichen Frauenbewegung in der DDR, 1995. - 471 S.; Miethe, Ingrid: Bürgerbewegte Frauen der DDR vor und nach der der deutschen Vereinigung. Unveröff. Diplomarbeit, TU Berlin, 1995. und: Frauen in der DDR-Opposition : lebens- und kollektivgeschichtliche Verläufe in einer Frauenfriedensgruppe. Opladen : Leske + Budrich, 1999. - 299 S. (sie verweist auf Arbeiten von Dorothy Rosenberg 1995, und Myra Marx Ferree 1994); Bechler, Ramona: Aufbruch und Bewegung? : autonome Frauengruppen in Dresden 1980-1989/90. Dresden : TU, Magistraarbeit, 2008, auch [München] : Grin-Verl. für Akad. Texte, e-book; Stern, Kathrin: Die „Frauen für den Frieden/Ostberlin“ : Widerstand oder Opposition?. Oldenburg : BIS-Verlag, 2009. – 136 S.

¹² <http://www.frauentouren.de>

¹³ <http://www.havemann-gesellschaft.de/index.php?id=64>

¹⁴ <http://www.havemann-gesellschaft.de>

¹⁵ <http://gesichter-vogel.blogspot.com/>; Fotos unter: <http://vogel-d.de/Frei/index.html>